

England.

Die Gesetzgebung der eleganten Welt.

(Schluß.)

„Wenn man vornehme Leute, mit denen man irgendwo bekannt geworden, am dritten Orte trifft, so dränge man sich nicht an sie heran, sondern warte, ob es ihnen beliebt, sich der Bekanntschaft zu erinnern. Durch ein anderes Verhalten setzt man sich öfters empfindlichen Demüthigungen aus. Ein Secretair beim Schagamt, der zu seinem nicht üblen Gehalt einiges eigene Vermögen zuzusetzen hatte und unter seinen federfuchsenden Kollegen für einen kompletten Gentleman galt, wollte auf einmal höher hinaus und ließ sich in den Beefsteak-Klub aufnehmen. Da gab ihm der Zufall eines Abends einen edlen Herzog zum Tisch-Nachbar, der sich in eine gutmüthige Conversation mit dem neuen Mitgliede einließ. Man stand von Tische auf, und Seine Gnaden entfernte sich, ohne weiter mit einer Sylbe an unseren guten Freund zu denken. Ein paar Tage darauf begegnet Letzterer dem Herzoge auf der Straße und redet ihn überaus freundschaftlich an: „Ah, Mylord, wie geht es Ihnen?“ — „Darf ich fragen, Sir, mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen?“ — „Erinnern Sie sich nicht mehr? Ich hatte neulich die Ehre, im Beefsteak-Klub mit Ihnen zu Abend zu essen. Ich bin der Secretair Timms beim Schagamt.“ — „Sehr wohl, Herr Secretair Timms beim Schagamt! Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen.“ — Für die Impertinenz Englischer Dandies, den Gruß eines Bekannten auf der Straße oder in Gesellschaft nicht zu erwidern und überhaupt zu thun, als ob man sich seiner gar nicht zu erinnern wüßte, giebt es einen eigenen Kunst-Ausdruck; man nennt es „einen schneiden“ (to cut), und der von dieser Unhöflichkeit Betroffene heißt the cuttee. Der Stutzer George Selwyn befand sich zu Bath, als die Season beinahe vorüber und Alles „schrecklich leer“ war; in dieser Noth nahm er mit der Gesellschaft eines ältlichen, ziemlich landjunkermäßigen Gentleman fürlieb, mit welchem er täglich am Brunnen, an der Wirthstafel und im Kasino zusammentraf. Ein halb Jahr darauf kommen die Beiden einander zu London in St. James-Street entgegen; Selwyn möchte gern unbemerkt vorbeischlüpfen, aber Jener rückt ihm unbarmherzig auf den Leib. „Was? erinnern Sie sich meiner nicht mehr? wir haben in Bath Bekanntschaft gemacht.“ — „Ich erinnere mich ganz genau“, gab Selwyn zur Antwort, „nächstens komm' ich wieder nach Bath, und dann soll es mich sehr freuen, die Bekanntschaft zu erneuern.“

Das Küßen betreffend, welches allerdings Stoff zu einem sehr ausführlichen und interessanten Kapitel abgeben könnte, begnügen wir uns, folgenden Paragraphen aus der Art de brillier zu citiren: „Nicht selten wird ein junger Mann durch einen gesellschaftlichen Brauch, etwa durch eine Entscheidung beim Pfänderspiel, oder sonst durch einen Glücksfall berechtigt, eine junge Dame zu küßen. Von solcher Berechtigung muß man einen höchst bescheidenen Gebrauch machen; jede Anwendung von Galanterie oder Sentimentalität wäre hier sehr am unrechten Ort. Die Wange ganz leise mit der Lippe zu berühren, ist Alles, was man sich erlauben darf. Doppelte Vorsicht ist nöthig, wenn die Dame Noth aufgelegt hat. Die lächerlichste Figur pflegen bei solchen Anlässen die jungen Studenten zu spielen, die ganz frisch aus der Pension oder von der Schule herunter kommen; sie nähern sich der Dame auf die allerverlegenste linksische Weise, werden unter dem Mißbath roth wie die Pfirsichen und entledigen sich endlich ihres Auftrages mit einem herzhaften Schmag, den die Schöne noch nach einer Stunde feucht auf der Wange fühlt.“

Besuche. Der Nuovo Galateo giebt für Italien die gute Lehre: der Vormittag sey nicht die rechte Zeit, Damen seine Aufwartung zu machen; die Italiänerinnen wären in der Regel so früh noch nicht „eingerichtet“, Besuche zu empfangen. „In London“, bemerkt der scharfsinnige Autor, „findet das gerade Gegenheil statt, und die Damen müssen ihre Empfangsstunden auf den Vormittag verlegen; denn Nachmittags pflegen die Herren schon dermaßen des süßen Weines voll zu seyn, daß sie sich den Ladies nicht füglich mehr präsentiren können.“ — Zu Ruß und Frommen der Leute, die Anderen durch ihre Besuche zur Last fallen, weil sie es zu Hause und mit sich allein nicht auszuhalten wissen, möge hier folgende Anekdote stehen, die Helvetius erzählt: „Einer, den die Langeweile tagtäglich plagte, kam zur Abwechslung einmal auf den Gedanken, seinem Nachbar, dem Schriftsteller, eine Morgen-Bisite zu machen. Der nahm den unerwarteten Gast mit aller möglichen Höflichkeit auf, unterhielt sich mit ihm, so gut es gehen wollte, bis die harte Geduldprobe überstanden war und Jener von dannen ging, um seine Ennuyance anderswohin zu verschleppen. Der Gelehrte erinnerte sich des Besuchers längst nicht mehr, als ihm zu Ohren kam, Jener verschreie ihn bei aller Welt als einen unhöflichen, stolzen Menschen, weil er den Besuch nicht erwidert hätte. Stracks ging er zu dem Manne ins Haus und hielt ihm folgende nachdrückliche Anrede: „Mein Herr, Sie beschwerten sich über meine Unhöflichkeit; das ist eben so undankbar als unvernünftig. Was Sie zu mir geführt hat, wissen Sie selbst recht gut: nicht das Wohlgefallen an meiner Gesellschaft, sondern der Ueberdruß an Ihrer eigenen. Ich war allein und unterhielt mich sehr gut; Sie sind gekommen, und ich habe mich bemüht, Sie zu unterhalten: wer steht in des Anderen Schuld? Sie brauchen Bisiten, sich die Zeit zu vertreiben, ich nicht; das macht allerdings einen Unterschied zwischen uns Beiden, — aber was kann ich dafür? Erkennen Sie Ihr Unrecht. Sie

molestiren Ihren Nachbar, der Ihnen nichts zu Leide gethan hat, — das mag noch hingehen; aber hinterher schmähen Sie noch auf ihn, — das ist unverzeihlich.“ — Den Lesern wird bekannt seyn, wie es der gute Landprediger von Wakefield anfang, lästige Besucher los zu werden: er borgte ihnen einen Regenschirm oder Ueberrock. Ungefähr denselben Rath giebt folgender Italienische Spruch:

Vien sempre ad annojarti il tuo vicino:
Per sempre liberartene vuoi tu?
Prestagli uno zecchino,
Non il vedrai mai più.

So wird man freilich die armen Sünder los, aber nicht die reichen, die doch gerade die zahlreichsten und die unverwundlichsten sind.

Wenn bei einer Assemblée in London der Gast in den Gesellschaftssaal tritt, so öffnet ihm ein Domestik die Flügelthüren und ruft den Namen des Ankommenden mit lauter Stimme in das Zimmer hinein. Daraus ergeben sich öfters sehr lächerliche, zuweilen sehr unangenehme Irrungen, indem der Thürsteher die Namen verwechselt oder greulich verunstaltet. Ein Franzose, Namens Delafosse, tritt in den gedrängt vollen Drawing-Room bei Lord L...; der Domestik ruft, so laut er kann: „Mr. Hellasloot!“ Auf den entsetzlichen Klang dieses Namens — man denke sich etwa Deutsch einen Herrn von Höllensloß — wenden sich Aller Augen nach dem Eingang, und siehe da, es erscheint ein feiner, schmachtiger, ganz sanft und deifalt aussehender junger Mann, sichtlich betreten, da er gar nicht begreifen kann, was ihn zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit macht. Noch schlimmer ging es der Lady A... und ihrer Tochter eines Abends beim Herzog von Devonshire. Die beiden Damen gehörten zu den näheren Freundinnen der Herzogin und ärgerten sich über den Thürsteher, einen einfältigen Burchen vom Lande, der jedesmal aus vollem Halse: „The Right Honourable Lady A.“ (die hochwohlgeborene Mad. A.) und „the Honourable Miss A.“ (die wohlgeborene Miss A.) in den Saal hineinschrie und davon nicht abzubringen war. Sie schärften ihm endlich nachdrücklich ein, die Titulaturen künftig wegzulassen; er merkte sich die Lehre aufs Wort, und das nächste Mal vernahm Devonshire-House mit Staunen und Ergötzen die Meldung: „Simple Lady A. and Plain Miss A. are coming up!“ (Die simple Madame A. und die bloße Miss A. kommen so eben!)

„Den Gast, der sich empfiehlt“, — so lautet das Höflichkeits-Gebot der Franzosen, — „geleitet der Wirth bis an die Thür, welche zur Treppe führt, bleibt dann in der geöffneten Thür stehen und folgt dem Gaste mit den Augen, bis dieser sich zu dem letzten Abschiedsgrüße umwendet; nach dessen Erwiderung kann die Thür geschlossen werden.“ — Vor hundert und zweihundert Jahren nahm man es mit dergleichen Formlichkeiten äußerst genau. Zu wie vielen Reibungen und Fänkereien hat das Ceremoniell der diplomatischen Bisiten Anlaß gegeben. Die Republik Venedig hatte, als Vermittlerin bei den Westphälischen Friedens-Unterhandlungen, einen Gesandten, Contarini, zu Münster. Derselbe stattete dem Französischen bevollmächtigten Gesandten, Grafen d'Avaur, einen offiziellen Besuch ab. Beim Abschiede geleitete der Franzose den Venetianer bis an die Treppe, blieb aber oben stehen. Dies war ein Verstoß; er hätte mindestens bis an die letzten Stufen mit hinuntergehen sollen. Contarini war über diese „unehrerbietige Behandlung“ so erbittert, daß er sich nicht mehr am Kongreß-Orte halten ließ, sondern nach Hause reiste und bei seiner Regierung Klage führte. Die Republik billigt sein Verfahren und fordert volle Satisfaction für ihren Gesandten; eher werde sie den Kongreß nicht wieder beschicken. Darüber fanden lange Unterhandlungen statt — aber das Französische Kabinet war des Krieges müde und gab nach. Contarini kehrte im Triumph nach Münster zurück. Punkt für Punkt war bedungen und aufgesetzt, wie es bei der nächsten offiziellen Bisite hergehen sollte. Diesmal ging Graf d'Avaur bis an die Schwelle seines Hotels mit, wo der Wagen des Venetianischen Gesandten vorgefahren war, blieb im Thorwege stehen, während Contarini einstieg, und grüßte mit einer tiefen Verbeugung, als derselbe abfuhr, indem zugleich der Ambassadeur sich gravitatisch zum Schläge hinaus verneigte. So war der Streit beigelegt, aber der Krieg mit allen seinen Gräueln dauerte darüber ein halbes Jahr länger.

Diners. Auch über diesen Gegenstand hat der Nuovo Galateo ein historisches Kapitel, worin wir z. B. lesen, daß man in Sybaris die Frauen ein ganzes Jahr voraus zu den öffentlichen Festmahlzeiten einlud, — so viel Zeit nahmen die Zurüstungen zum Fuße weg. In China gehört es zur feinen Lebensart, daß der Wirth sich von Hause entfernt, wenn er Gäste zum Essen eingeladen hat. Die Sitte ist gar nicht so unvernünftig, wie sie auf den ersten Blick scheint: bei wie manchem Europäischen Diner würden sich die Gäste recht gut, ja besser ohne den Wirth behelfen. — Der Code civil enthält eine ausführliche Théorie du diner en ville, die wir den Lernbegierigen zum Nachlesen empfehlen. Wir heben nur einige Punkte heraus, worin die Gebräuche der verschiedenen Länder von einander abweichen. — Der Französische Kodex schreibt dem Herrn von Hause vor, die Gäste alle mit einander bekannt zu machen, ehe man sich zur Tafel setzt. Dieses ist wohl nur thöricht, wenn die Gesellschaft wenig zahlreich ist. In London geschieht es niemals: mögen die Eingeladenen einander wildfremd seyn, im Sinne der Fashion wird vorausgesetzt, daß sie alle einander kennen. — In einigen Gesellschaften, in Frankreich sowohl als in England, ist der Gebrauch eingeführt, jeder Dame den Herrn vorzustellen, der sie zur Tafel geleitet, oder

gar jeden Platz im Voraus mit dem Namen der Person zu bezeichnen, die ihn einnehmen soll. Diese Sitte ist durchaus un-
 leidlich; sie stört das Vergnügen, sie beeinträchtigt die Unterhaltung, sie trennt, was sich sucht, und bannet zusammen, was sich
 abhört. Und welche Zumuthung für den Gast, daß er seinen
 freien Willen gefangen geben und über sich ergehen lassen soll,
 was ihm prädestinirt ist, wie ein Türke? — Ueber Tisch giebt es
 einer schönen Nachbarin mancherlei Aufmerksamkeit zu erweisen,
 nur sey man nicht zu aufmerksam auf ihren Teller und ihr Glas.
 Wenn man die Damen auffordert, Wein zu trinken, pflegen sie
 sehr zu protestiren. „Daran lehre sich Keiner“, sagt Chesterfield,
 „sondern schenke das Glas bis an den Rand voll und sehe
 nach der anderen Seite hin; im Umsehen ist es leer.“ — In
 England ziehen sich die Damen nach beendigter Tafel ins Thee-
 zimmer zurück und lassen die Herren im dining-room allein,
 worauf das Tischtuch abgenommen wird und die Flasche fleißiger
 umzugehen anfängt. Später finden sich die Herren zum Thee
 wieder bei den Damen ein, und gewöhnlich ist es ein oder zwei
 Uhr Morgens, wenn man einander gute Nacht wünscht. Diese
 Englische Sitte hat viel für sich: sie gewährt beiden Geschlechtern
 eine Zwischenzeit zwangloser Erholung, sie bringt Abwechslung
 in die Unterhaltung und erhöht durch die kurze Trennung den
 Reiz des Beisammenseyns. — Die gewöhnliche Tischstunde ist
 in Deutschland ein Uhr nach Mittag, in Italien fünf, in Paris
 sechs, in London acht Uhr Abends. In der Hauptsache ist gegen
 die Verlegung der Mahlzeit auf den Abend nichts einzuwenden.
 Man ist offenbar besser aufgelegt, man genießt die Freuden der
 Tafel und der Geselligkeit mit größerem Behagen, wenn die Ge-
 schäfte des Tages zuvor abgethan sind. Man jagt, es sey unge-
 sund, spät zu essen; allein wenn um ein Uhr zu Mittag gespeist
 wird, folgt doch immer um sieben oder acht Uhr noch ein Abend-
 brod. Die fashionable Welt in London befolgt freilich die aller-
 verkehrteste Lebensweise; sie macht die Nacht zum Tage und den
 Tag zur Nacht. Die späten Parlaments-Sitzungen tragen dazu
 nicht wenig bei. Man setzt sich um acht oder neun Uhr zur Tafel,
 man geht früh am Morgen zu Bett und steht um zehn Uhr oder
 gar erst um zwei Uhr Nachmittags auf. Der verstorbene Lord
 Londonderry ritt Tag für Tag in aller Frühe spazieren; oft er-
 eignete es sich, daß die zum vorigen Abend geladenen Gäste noch
 in seinem Drawing-Room versammelt waren, wenn er seine
 Morgen-Promenade antrat.

Die Amerikaner kommen bei der bissigen Tory-Laune des
 Reviewers, wie man leicht denken kann, nicht am besten weg und
 müssen sich allerhand Unarten und Lächerlichkeiten vorsetzen lassen.
 Ein Staats-Secretair zu Washington, wird erzählt, gab ein
 Diner, zu welchem mehrere fremde Gesandte und Diplomaten
 eingeladen waren. Als nun die Gesellschaft sich aus dem Empfang-
 zimmer in den Speisesaal verfügte, ließen die Herren von der
 Amerikanischen Regierung nicht allein ihren fremden Gästen
 voran, sondern schoben und drängten sich auch unter einander,
 der Hintermann den Vordermann, — Keiner wollte der Letzte
 seyn. Aergertliche Streitigkeiten, wem der Vortritt gebühre, sollen
 in Amerikanischen Gesellschaften eben nicht selten vorkommen,
 und da es unter Republikanern keine Rangordnung giebt, wonach
 man entscheiden könnte, so gilt es, wer den Anderen überholt.
 Die Familien von unbezweifeltem Britischer Abstammung halten sich
 für vornehmer als andere. Ein Englischer Marine-Capitain fährt
 zu Boston eine Miß Lennox zu Tisch; plötzlich rauscht Miß Wal-
 colm an ihnen vorbei, gewinnt den Vortritt und spricht in ge-
 reiztem Tone zu der überflügelteten Rivalin: „Ich wundere mich
 wahrhaftig über Sie, Miß Lennox; wissen Sie nicht, daß die
 Walcolms von Schottischem Königlichem Geblüt sind?“

Früher war es in Frankreich und England gebräuchlich, daß
 der Hausherr bei Tafel die Honneurs machte. Dies ist jetzt ganz
 abgekommen, — das Herumreichen geschieht durch die Diener-
 schaft; dabei ist nicht allein für die Bequemlichkeit der Gäste
 besser gesorgt, sondern auch der Wirth findet sich eines beschwer-
 lichen, lästigen Ceremoniells überhoben und kann sich zwanglos
 unter seine Gäste mischen, ganz als Einer ihresgleichen; kurz,
 diese Sitte fördert in jeder Hinsicht das gesellige Behagen. Es
 gehört aber dazu eine zahlreiche, eine wohl eingelebte, gewandte,
 aufmerksame und höfliche Dienerschaft, und die ist in Amerika
 bekanntlich nicht zu haben. Denn die Schwarzen sind in ihrer
 Dummheit und Plumpheit nur als arbeitendes Gesinde zu ge-
 brauchen, und eher wäre ein Kameel durch ein Nadelöhr zu brin-
 gen, als der Negerknecht zu einem erträglichen Domestiken abzu-
 richten. Daher muß sich in Amerika noch immer der Hausherr
 oder die Hausfrau einem Theil der Aufwartung bei Tafel unter-
 ziehen. Der folgende Paragraph aus den Philadelphia'schen Laws
 of Etiquette verdient wegen seines merkwürdigen Inhalts durch
 Randzeichnungen oder Bignetten erläutert zu werden: „Der all-
 gemeine Brauch unter wohlgezogenen Leuten ist, die Suppe mit
 dem Löffel zu essen. Es giebt närrische Fashionables, die statt des
 Löffels die Gabel nehmen; warum nicht gar ein Stengelschen Besen-
 reis? Den Fisch, der nach der Suppe kommt, muß man nur
 mit der Gabel essen und sich des Messers durchaus nicht bedienen.
 Die Gabel hält man in der rechten Hand und in der linken ein
 Stück Brod.“ — Vom Cardinal Richelieu wird erzählt, daß er
 einen Abenteurer, der sich für einen Edelmann ausgab, an einem
 winzigen Umstande für das erkannte, was er von Hause aus war;
 der vermeinte gentilhomme langte nämlich mit der Gabel nach
 eingemachten Oliven, während es damals unter Leuten comme il
 faut Mode war, sie mit den Fingern herauszuholen. In Phila-
 delphia, scheint es, ist Citronenspeise das Schiboleth, woran man

feine Leute vom Pöbel unterscheidet. Denn derselbe Amerikanische
 Autor erzählt in vollem Ernst: „In einer Gesellschaft von Gentle-
 men sey einmal darüber gestritten worden, ob Mrs. So und so
 zu den Frauen der feinen Welt gehöre oder nicht; auf die Be-
 merkung eines Anwesenden, er habe die besagte Dame bei Tisch
 eine Citronenspeise mit dem Löffel zerlegen sehen, wurde die Frage
 einstimmig zu ihren Gunsten entschieden.“

Folgendes Gespräch zwischen einem Englischen Arzt und
 einem Amerikanischen Patienten, aus einem neueren populären
 Roman^{*)}, ist treu nach der Natur. „Herr Samuel Gobble litt
 an Verdauungsbeschwerden und besand sich jedesmal nach dem
 Essen gar übel. Er fragte den Doktor Abernethy. Der war,
 wie immer, in großer Hast und sprach ohne viel Umstände:
 „Was hat's mit Euch? zeigt mir die Zunge.“ — „Ich
 glaube, meine Verdauung ist gestört“, sagte Herr Gobble. —
 „Ich sah's Euch an, Ihr seyd ein Yankee, habt mehr Dollars
 und Cent's verschluckt, als Ihr verdauen könnt.“ — „Ich bin
 ein freier Bürger von Amerika“, entgegnete Samuel und warf
 sich in die Brust — „bin Secretair bei unserer hiesigen Lega-
 tion.“ — „Geht zum Kuckuck“, sprach der Doktor, „dann
 braucht Ihr mich nicht, — werdet schon so gesund werden.“
 — „Wie meint Ihr das, Herr Doktor? das begreif ich nicht,
 darin liegt keine vernünftige Konsequenz. Es ist zwar eine Ehre
 für einen Mann, wenn seine freien und aufgeklärten Mitbürger
 ihm ein wichtiges Amt anvertrauen, aber es macht ihn nicht ge-
 sund.“ — „Ja doch“, versetzte der Doktor, „Ihr werdet
 in andere Gesellschaft kommen und essen lernen, wie ein vernünf-
 tiger Christ.“ Und als der Andere noch Einwendungen machen
 wollte, riß dem Doktor der Geduldsfaden: „Hol mich der
 —“, platzte er los, „so oft ich einen Yankee bei der Fütte-
 rung gesehen habe, schlang er den Fraß im Ganzen hinunter wie
 eine Boa Constrictor. Vor lauter Hast zerschneidet Ihr Euer
 Essen nicht und laßt die Bissen nicht, — wie soll das verdaut
 werden? Kein Wunder, daß Euch die Zähne ausfallen, denn Ihr
 habt sie für nichts, — und daß Euch der Speichel im Munde
 eintrocknet, denn Ihr verspußt ihn auf den Teppich, statt Eure
 Bissen damit einzuweichen. Ihr packt Euren Wagen voll wie ein
 Fuhrmann aus Devonshire seinen Karren; ganze Frachtballen
 stopft Ihr hinein, was er nur fassen mag, — und dann wundert
 Ihr Euch, daß die Ladung nicht von der Stelle will. Wagenbe-
 schwerden, ja doch! Ihr habt Euch gar nicht zu beschweren,
 sondern Euer Wagen über Euch. Laßt Euch rathen, Herr Lega-
 tions-Secretair: nehmt Euch zu jedem Bissen, den Ihr in Euren
 breiten Mund schiebt, nur halb so viel Zeit, wie zu jedem Wort,
 das Ihr herausquetscht, laßt über einem Mundvoll Roastbeef
 nur halb so lang wie über einem Mundvoll Taback, — in vier
 Wochen seyd Ihr gesund.“

Zum Schluß gedenken wir noch eines Alt-Französischen Ge-
 dichtes, La Contenance de la Table betitelt, welches nach Form
 und Sprache in das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu ge-
 hören scheint und im Jahre 1816 in etlichen hundert Exemplaren,
 als Manuscript, für die Mitglieder des Korburcher-Klubs, abge-
 druckt worden ist. Es enthält gute Lehren, wie man sich bei
 Tische zu benehmen habe, z. B.

Kusant tiens ceci en entente,
 Fermement dedans ton couraige:
 Le residu de ton potaige
 Jamais a autroy ne presente.

In diesem Tone ist auch das Uebrige. Unter Anderem wird den
 jungen Mädchen eingeschärft: „Schmuck und reinlich von Leibe zu
 seyn; die Fingernägel kurz abzuschneiden; über Tisch nicht laut
 zu schwätzen oder zu lachen; die Finger nicht mit dem Essen zu
 beschmieren. Den Mund am Tischtuch abzuwischen, ist erlaubt,
 aber die Nase bei Leibe nicht.“

Unsere Uebersicht ist freilich sehr unvollkommen ausgefallen,
 denn es fehlen noch eine Menge wichtiger Rubriken, als z. B.
 Fieststyl, Rendezvous, Präsente, Konzerte, Bälle, Dejeuners,
 Soupers, Duelle, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnisse, — und
 das Wichtigste von allen, nämlich das Kapitel von der Conversation
 und den Komplimenten. Aber bei einem Gegenstande, den ein
 Gioja, den die Redaktoren des Code civil, den die Mitglieder der
 Société Royale Académique des Sciences, nach gelehrten und aus-
 führlichen Abhandlungen, für unergründlich und unerschöpflich,
 für indémissable, für ein je ne sais quoi erklären, fällt selbst dem
 unerschrockensten Referenten die Feder aus der Hand.

R u s s l a n d.

Die Zigeuner in Rußland^{**)}.

Da in Rußland eine größere religiöse Toleranz herrscht, als
 in irgend einem anderen Lande, so haben die Zigeuner daselbst
 auch mehr Schutz und Unabhängigkeit gefunden als anderswo.
 Ihre zahlreichen Familien leben dort weit von einander zerstreut
 und ohne andere Gemeinschaftlichkeit, als ihre Sprache und schwarz-
 braune Gesichtsfarbe. Sie streifen während der schönen Jahres-
 zeit im Lande umher, lagern sich in Schluchten neben den Heer-
 straßen und halten sich daselbst zuweilen mehrere Tage hinter

^{*)} The Clockmaker, or Sayings and Doings of Samuel Stiek of Stieckville,
 von dem Humoristen Theodore Hood.

^{**)} Vgl. damit den in Nr. 131 des Magazins von 1837 befindlichen Artikel
 über die Zigeuner in der Moldau und Wallachei.

einander auf. Die Wahl ihrer Ruheplätze scheinen sie dem Zufall zu überlassen, und sie beschränken sich darauf, einen Ort zu suchen, wo ihre Pferde hinreichende Weide, sie selbst aber Holz und Wasser zur Bereitung ihrer Nahrungsmittel finden. Das Gebell der unter den Wagen angebundenen Hunde verkündet dem Reisenden schon von fern die Anwesenheit der Zigeuner; nackte Kinder kommen ihm entgegengeläufig, um von ihm ein Almosen zu erbetteln; halb entblößte Frauen mit verwirrten Haaren bieten ihm ihre Wahrsagerkünste an und überhäufen ihn mit Verwünschungen, wenn er ihnen ein kleines Geschenk dafür versagt. Trotz einer großen Liebe für äußeren Glanz, besitzen sie doch nur ein paar Lumpen, von denen sie kaum gegen die Rauigkeit des Klimas geschirmt werden. Der Pferdehandel ist der einzige Erwerbszweig, der ihnen einigermaßen so viel gewährt, um damit eine elende Zuchtskizze während des langen strengen Winters zu bezahlen.

Auf dem flachen Lande schützt sie der Aberglaube der unwissenden Bauern, welche sich scheuen, mit Menschen, denen die Zukunft offen liegt, Streitigkeiten anzufangen. Ein Theil von ihnen wohnt aber auch in den Städten, in denen sie einem selbstgewählten Oberhaupt, das bei der Behörde für ihr gutes Betragen bürgt, Gehorsam leisten. Dieser sogenannte König entscheidet die Streitigkeiten, die unter ihnen entstehen, und bestimmt die Strafen, welche ihm zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Mannszucht nothwendig scheinen.

Da sie nun, um bestimmte Vorrechte zu genießen, sich einen Erwerbzweig wählen müssen, so ziehen sie es vor, eher zum Vergnügen als zum Nutzen ihrer Nebenmenschen beizutragen, und zwar hauptsächlich wohl nur deshalb, weil sie dabei so viel als möglich ihre Unabhängigkeit bewahren. Unter solchen ansässigen Zigeunern herrscht jedoch ein sehr großer Unterschied, und man muß mit der lumpenbedeckten Wahrsagerin, die mit einem Kinde auf dem Rücken bettelt oder einen unzüchtigen Tanz mit einem mitsingenden widrigen Gesang begleitet, nicht die zierlich gekleidete Sängerin verwechseln, die eingeladen wird, die Freude der Gastmähler durch ihren melodischen Gesang zu erhöhen; die Erstere gehört zu einem Zigeunerhaufen, die Letztere zu einem Sängerchor, der aus 7 bis 8 Frauenzimmern und einem Manne besteht, der die Guitarre spielt. Das Neueste und das Beste dieser Letzteren hat nichts Widriges, und wenn sie oft auch nicht die besten Sitten hat, so ist nur das Gold der civilisirten Welt daran Schuld. Wird eine von ihnen durch Krankheit oder Alter unfähig, zum Wohl der Truppe mitzuwirken, so wird sie von ihren Gefährtinnen nicht verlassen und empfängt nach wie vor ihren Antheil an dem Erwerb und den Ersparnissen; denn Glück und Elend, Freude und Schmerz, Alles ist unter ihnen gemeinschaftlich. In allem dem nun, was die wichtigeren Angelegenheiten der Truppe betrifft, entscheidet die Autorität der Männer; die Leitung der inneren Oekonomie und des Chors aber hat ein Frauenzimmer, die jedoch in sonst keiner Beziehung über ihren Gefährtinnen steht und von denselben nur Befolgung ihrer Anweisungen zu fordern berechtigt ist. Wenn sie ausgehen, so sind stets mehrere beisammen, als suchten sie sich auf diese Weise gegen Beleidigungen zu schützen, und obgleich ihre Tracht im Allgemeinen nicht wesentlich von der der anderen Frauen niederen Standes abweicht, so zeigt sich dennoch darin etwas Nationales, das aber weniger in einem eigenthümlichen Kleidungsstück, als in der Art, es zu tragen, beruht. So sieht man z. B. Einige, die ihre Tücher nach Art eines Mantels um die Schultern schlagen; wie sie sich aber auch kleiden mögen, so kann man sie unmöglich verkennen, sehe man sie nun unter Indern, Bucharen oder Tataren. Sie ähneln in der Bildung ihrer Augen den Georgierinnen und Armenierinnen, ihre Gesichtszüge aber bieten weder die große Regelmäßigkeit noch den kalten Ausdruck derselben dar.

Wenn man die Züge, Sitten und Lebensweise der verschiedenen in Europa unter den Namen Tziganen, Gitanos, Zigeuner, Gypsies und Bohémiens umherirrenden Stämme mit einander vergleicht, so findet man überall eine Aehnlichkeit, die eine gleiche Abstammung Aller außer Zweifel setzt. Die Russischen Zigeuner haben, gleich den Ungarischen und Spanischen, scharfe Züge, einen lebhaften Blick und schwarzes, dichtes Haar; und wenn man zu weitern unter den Frauen Einige von minder dunkler Farbe bemerkt, als die ihrer Gefährtinnen, so kann man überzeugt sein, daß sie aus gemischten Heirathen entsprossen oder Fremde sind, die sich von ihrer frühesten Kindheit an bei der Truppe befinden. Letztere besitzen im Allgemeinen weniger Zurückhaltung, als die Zigeunerinnen von reiner Abkunft. Wenn nun auch die Zigeuner in Spanien und im südlichen Frankreich schon zur Zeit der Einfälle der Sarazenen nach Europa gekommen sind, so ist es doch wahrscheinlich, daß diejenigen, welche im Norden leben, von Osten her und nicht über das Mittelländische Meer eingewandert sind, da die Verbindung zwischen Rußland und dem südlichen und westlichen Europa erst sehr spät begann und lange nachdem die Tziganen von den Gränzen Asiens nach dem Osten und Norden Europas gekommen waren. Die Zigeuner in Rußland taufen ihre Kinder, besuchen die Kirchen und hängen, gleich den Russen, Heiligenbilder in ihren Wohnungen auf; gleichwohl findet man unter den Stämmen, die auf dem flachen Lande umherziehen, Gebräuche und Gewohnheiten, die an die Zeit des Heidenthums und des größten Aberglaubens erinnern.

Die Gesangsweise ist nicht bei allen Chören gleich. Ihre Haupt-Eigenthümlichkeit besteht eben so sehr in einem lebhaften coupirten Takt, als in gedehnten Kehrlauten, die das Ohr im höchsten Grade ermüden. Der Gesang wird zuweilen von einem Tanz begleitet, der durch seine Pantomimik dem Russischen ähnelt, allein bei weitem nicht die Anmuth und Ungezwungenheit desselben besitzt. Er besteht nämlich in einem ungemein raschen Aufstampfen der Füße und einer konvulsivischen Bewegung des Körpers und der Schultern, worin man eine Nachahmung der üppigen Bajaderentänze erkennt, zugleich aber den gänzlichen Mangel an Adel ungern wahrnimmt. Einige Chöre hingegen, und zwar die, welche von den Musikfreunden besucht werden, verbinden mit ihrem National-Gesang Kunst und Methode. Sehr häufig giebt die Prima Donna durch eine Solo-Partie die Tonweise an, worauf sogleich die Wiederholung durch den Chor folgt, und diese Mischung von Melodie und Harmonie bezaubert selbst ein Ohr, das in musikalischer Beziehung schwer zu befriedigen ist.

Den Winter hindurch halten sie sich in den Städten auf und verdienen kaum so viel, um davon leben zu können; doch entschädigen sie sich für diese Unthätigkeit im Sommer, wo sie die Messen besuchen und nicht selten an einem Abend 5—600 Rubel einnehmen. (N. A. d. V.)

M a n n i g f a l t i g e s .

— Friedrich Berger. Im vorigen Herbst starb auf einer Erholungsreise in den Rheingegenden der Buchhändler Berger aus Straßburg, Chef des dortigen und des Pariser Hauses F. G. Levrault, einer Buchhandlung, die zu den angesehensten und solidesten in Frankreich gehört, und die sich namentlich um die literarischen Verbindungen und den geistigen Austausch zwischen Deutschen und Franzosen vielfach verdient gemacht hat. Friedrich Berger ward zu Kömpelgard (Montbéliard) im Jahre 1796 geboren, also zu einer Zeit, wo diese Stadt schon längst aufgehört hatte, durch ein Deutsches Fürstenhaus mit Deutscher Sitte und deutschem Geiste in näherer Berührung zu stehen. Euvrier, der in demselben Orte dreißig Jahre früher das Licht der Welt erblickt hatte und dem es noch vergönnt gewesen war, einen völlig Deutschen Elementar-Unterricht zu genießen, ja, der sogar mit Schiller die Karlschule in Stuttgart besuchte, verleugnete doch später seine Deutsche Abkunft und hinterließ seinen Namen dem adoptirten Frankreich als ausschließliches Erbe. Nicht so dachte sein bescheidenerer Landsmann Berger. Obwohl für die französische Barre erzogen und gebildet, ergriff er doch mit Freuden die Gelegenheit, nachdem er als Schwiegersohn des ehrwürdigen Rectors der Straßburger Akademie, Herrn Levrault, in die Buchhandlung desselben eingetreten war, seine Kenntnisse Deutscher Jugendbildung zum Nutzen der noch in so mancher Beziehung verwahrlosten Französischen anzuwenden. Die trefflichen Jugendschriften des Kanonikus Schmidt in Augsburg ließ er, eben so wie die von Jakob Stas, fast sämmtlich ins Französische übersetzen, und mit uneigennützigem Eifer sorgte er für die Vertheilung derselben in den Armenschulen von Frankreich. Er selbst redigirte eine unter dem Namen „Maitre Pierre“ gegründete periodische Volkschrift, die der Verbreitung gemeinsamer Kenntnisse gewidmet war und besonders vielen Stoff aus den reichen Quellen des benachbarten Deutschlands schöpfte. Eben so hatte ihm und seiner persönlichen Sorgfalt auch die in der Levrault'schen Buchhandlung erscheinende Revue Germanique, die keinesweges auf ein sehr großes Publikum rechnen durfte, ihr weiteres Bestehen und den Einfluß zu verdanken, den sie sich doch nach und nach erworben hat. Seine Reisen führten ihn öfter nach Deutschland, wo er mit Vorliebe verweilte. Sein Aufenthalt in Weimar im J. 1827 und die Aufnahme, die er bei Goethe gefunden, bildeten eine seiner liebsten Erinnerungen. In Wien suchte und erhielt er eine Audienz bei dem väterlichen Kaiser Franz, um auch diese Seite Deutschen Geistes kennen zu lernen, den er in seinen Darstellungen ohne alle Uebertreibung in einem eben so gediegenen als eleganten Französisch zu schildern verstand. Nicht minder machte er sich durch die erste Aufmunterung und Unterstützung junger Französischer Schriftsteller, wie Marmier, Klümmer, Wilm und Anderer, verdient, die besonders das Studium Deutscher Literatur und Wissenschaft sich zur Aufgabe gemacht hatten. Straßburgs Antheil an der Deutschen Erfindung Gutenberg's wußte er mit Recht geltend zu machen, und so ist dem Letzteren auch in der alten Schwesterstadt von Köln, Mainz und Frankfurt a. M. ein ehrendes Denkmal geweiht worden. Jetzt ruht Berger, der im kräftigsten Mannesalter von seiner irdischen Wirklichkeit abgerufen wurde, in Deutscher Erde, auf dem evangelischen Gottesacker der Universitäts-Stadt Bonn, die, wenn sie die Verdienste des edeln Mannes kennt, gewiß auch sein Grab immer wird zu ehren wissen.

— Leopold Ranke. Von unseres gelehrten Mitbürgers Geschichte der Päpste erschien in der vorigen Woche in Paris eine französische Uebersetzung unter dem Titel „Histoire de la papauté“ von J. B. Haiber und mit einer Einleitung herausgegeben von Alexandre de St. Chairon. „Das Buch wird uns Stoff zu vielseitigen neuen Studien geben“, sagt bereits die Revue de Paris.